

# Der Kolonist.

Organ zum Schutz, Wiederaufbau und Belehrung Schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.

Halbjahr-Abonnement 3 "

Wertsch. Abonnement 1,50 Fr.

Wer kann auch jederzeit eine Abonnement einholen.

Wer jenseitlich die rechte Summe nicht bezahlt, wird für das jeweilige nächstfolgende Quartal als verschuldet betrachtet, und der "Kolonist" demselben dann regelmäßig eingesandt.

Giroabzuggebühr 14 C. die einspaltige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preiserhöhung ein. — Für Abonnements und Inserate wendet man sich portofrei direkt an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmässig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originalbriefe und belehrende Aufsätze über Amerika, frambo an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentzweifelbare Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so dient die Redaktion um möglichste Teilnahme zu vielfältiger Verbreitung. Bei genugsame Abonnementzahl würde derselbe denn auch ohne Preiserhöhung möglich zweimal erscheinen.

Nr. 22.

Bern, Sonntag den 6. Juni.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bestartigen Indianer-Häuptling, genannt: die jämmerliche Schlange.

(Aus den Märchen und Mythen des "Canadischen Volksvereins." Uebersetzt aus dem Amerikanischen.)

Das Feld war drei Schuh tief mit Schneen bedeckt. Das Kindisch wurde ein den Stall innerhalb der Palissaden gebracht, die Schafe wurden in das Schafhaus getrieben, die Pferde in einem Thiere der Schneen untergebracht, welche von dem Schafhaus geschlossen worden war. Alle möglichen Sicherheitsmaßnahmen wurden getroffen, und alle Vorbereitungen für einen langen Winter gemacht.

Die Wölfe waren viel zahlreicher als im vorhergehenden Winter; sie wurden durch die Schafe herbeigezogen, welche innerhalb der Palissaden waren, und sie heulten nun jede Nacht unaufhörlich. Das Heulen eines Wolfes war hörbar, um John zu bestimmen, daß er nach seiner Stunde griff und binausging; er blieb dann im Schnee Kundenlang stehen, bis einer nahe genug kam, um auf ihn zu feuern, und er hatte schon mehrere getötet, als ein Umstand sich ereignete, welcher große Unruhe erregte.

John war wie gewöhnlich eines Abends hinausgegangen, trock an den Palissaden hin und lauerte auf die Wölfe. Es war eine sternhelle Nacht, aber der Mond leuchtete nicht, und er bemerkte ein Thier, welches beinahe auf dem Bauche um das Thor der Palissaden herumsaß, welche das Haus umgaben. Dies überraschte ihn, weil die Tiere gewöhnlich um die Palissaden, welche den Schafstall einschlossen, oder nahe an den Schweineställen herum schlichen, welche dem Gangsthore gegenüber lagen. John legte seine Stunde an, gab Feuer, und zu seinem Erstaunen schien der Wolf auf seine Hinterbeine aufzuspringen, dann niedersausen und sich herumzurollen. Der Schlüssel zu dem Palissaden-Thore war immer innen aufbewahrt, John ging daher hinein, um ihn zu holen, damit er sich überzeugen könne, ob er das Thier getötet habe oder nicht. Als er eintraf, sagte Malachi:

"Hast du etwas geschossen, mein Knabe?"

"Ich weiß es nicht; ich komme, um den Schlüssel zu holen und nachzusehen," antwortete John.

"Ich habe es nicht gerne, wenn das Thor bei Nacht geöffnet wird, John," sagte Herr Campbell. "Warum willst du nicht, wie gewöhnlich, bis morgen früh warten? Da ist es noch Zeit genug."

"Ich weiß nicht, ob es ein Wolf war," versetzte John.

"Was denn, Knabe? Sag' es mir!" entgegnete Malachi.

"Na, ich denke, es ist ein Indianer," bemerkte John, und er sah, was sich ereignet hatte.

"Das sollte mich gut thun wundern," entgegnete Malachi. "Denfalls darf aber das Thor heute Nacht nicht geöffnet werden; denn wie der Indianer, was du angehabt hast, dann sind noch allzusehr vorhanden, als dieser soll wollen soll wären, John, und du möchtest wohl was ob ih."

"Ich will hier wachten," sagde Alfred. "Lassen Sie Martin mit Ihnen und seinem Weibe nach Hause gehen."

"Ich will mit dir wachen," sagte John.

"Um, Glorieke um so besser," bemerkte Malachi. "Zwei Männer sind immer besser als eins, und wenn irgend eine Hilfe erforderlich ist, so kann er nach ihr gesendet werden."

"Aber, was glauben Sie denn, daß sie im Schilder führen, Malachi?" sagte Herr Campbell; "sie können doch nicht die Palissaden erstürmten."

"Nicht wohl, Sir, und ich glaube auch, sie werden ihren Angriff nicht eher wagen, als bis sie eine bedeutende Macht haben, und diese besitzen sie nicht, dessen können Sie versichert sein. Nein, Sir, sie können allein im Sinne haben, Fener an das Haus zu legen, wenn sie können; aber das geht nicht so leicht. Eines ist gewiß, daß die Schlange alles Mögliche versucht, um das zu bekommen, was sie in Ihrem Lagerhause weiß."

"Das bezweifle ich nicht," sagde Alfred, "aber er wird keine so leichte Sache darin finden."

"Sie waren auf Reconnoisirung, das ist sicher, und wenn John einem von ihnen eine Wunde beigebracht hat, so wird es gut sein, daß wir Ihnen beweisen, daß wir auf der Hut sind und den nicht liebkosken, der nahe an das Haus kommt."

Die Nacht ging ohne weitere Ertöhung vorüber, denn das Heulen der Wölfe war als eine solche nicht zu betrachten, weil man bereits davon gewöhnt war. Mit dem Anbruch des nächsten Tages kamen Malachi und Martin in das Haus, öffneten mit Alfred und John das Palissadenstor und gingen hinaus, um nach der Stelle zu sehen, wo John gesessen hatte.

"Ja, Sir," sagde Malachi, "es war ein Indianer, darüber ist gar kein Zweifel; hier sind die Abdrücke, die er im Schnee mit seinen Füßen gemacht hat, als er hier herumsaß, und John hat ihn getroffen, denn hier ist Blut. Wir wollen der Spur folgen. Sehen Sie, Sir, er wurde schwer verwundet, hier auf diesem Wege ist mehr Blut. Halt, rief Malachi aus, als sie an einem Schneebügel vorüber gingen, „hier ist die Wolfshaut, in welche er sich gehüllt hatte, entweder ist er tot, oder sehr nahe daran, und sie haben ihn aufgegriffen.“

ben und weggetragen, denn er würde die seine Hände von sich geworfen haben, wenn er bei allen Sinnen gewesen wäre."

"Ja," bemerkte Martin, "seine Hände woe tödlich. Das ist ganz gewiss."

Sie verfolgten nun die Fußstapsen bis an den Wald, dann aber lehrten sie nach dem Hause zurück, indem die aufgefundenen Jäger ihnen gesagt hatten, daß der verwundete Mann weggetragen worden sei. Sie fanden den übrigen Theil der Familie in der Küche; Alfred zeigte ihnen das Wollfossel und sagte sie von dem, was sie enthielt hatten, in Kenntniß.

Es dauerte geraume Zeit, bevor die Aufregung, welche dies Ereigniß erzeugt hatte, sich legte. Herr Campbell dachte viel darüber nach und hiß und da befahl ihn eine Bangigkeit. Die Jäger gingen, wie gewöhnlich, auf die Jagd, aber die, welche zu Hause blieben, waren jetzt ängstlich, bis sie wieder zurück kamen. Die Zeit, sowie der Umstand, daß sie nichts mehr von den Indianern hörten, betriebe nach und nach ihren Muth wieder, und ehe noch der Winter half herum war, dachten sie nur wenig mehr daran. In der That hatte auch Malachi von einem andern Trupp von Indianern, welche er bei einem nahen, kleinen See traf, wo sie auf dem Uferhange waren, die Gewissheit erhalten, daß die prächtige Schlange nicht in diesem Theile des Landes sei, und daß er mit Anfang des neuen Jahres mit seinem Trupp westwärts gehen werde. Dies überzeugte ihn, daß der Feind unmittelbar nach seiner Reconnoisirung sich entfernt habe.

Um folgenden Tage jogen die Jäger aus, und der kleine Percival, der Sohn und Liebling des Hrn. und der Mrs. Campbell, erhielt zu seinem größten Entzücken die Erlaubniß, sie zu begleiten. Da sie einen weiten Weg in die Gegend zu machen hatten, welche sie sich zur Jagd erkoren, so standen sie morgens sehr frühe, vor Aufbruch des Tages, auf, denn Mr. Campbell hatte sie dringend gebeten, daß sie nicht zu spät zurückkehren sollten.

Die Jäger hatten schon mehrere Meilen zurückgelegt, ehe sie auf den Platz kamen, auf welchem eine Menge Wild und zwar von der vorzüglichsten Gattung sich befinden sollte. Es war jetzt nahe an 10 Uhr Vormittags, daß sie in der Gegend standen, welche zur Jagd ausersehen worden war. Es war ein offenes Waldbgrund, und der Schnee lag in hohen Wehen da, aber sie und da an einigen Stellen der Hügel lag das Gras nicht sehr verborgen, und die Hirsche waren im Stande, mit ihren Räuspern es aufzuscharren und einiges zu bekommen. Sie waren alle eng an einander angeschlossen, als sie ankamen. Percival und Heinrich waren auf eine Viertel Meile zurück, denn Percival war an die Schneeschuhe nicht gewohnt und konnte nicht so gut gehen, wie die Andern. Malachi und die Uebrigen hielten an, damit Heinrich und Percival nachkommen könnten.

Als sie in den offenen Grund eintraten, rückten sie in denselben gebückt vorwärts. Malachi und Martin voran, wenn ein Halloß er tönte, so sammelten sie sich wieder, doch wenn es einen Hügel hinan ging, waren Malachi oder Martin die ersten, die ihn ersteigten und, von dem Gipfel desselben herabsehend, den andern anzusehen, damit sie vorwärts kamen. Dies wurde gewöhnlich alle drei bis 4 Meilen wiederholt, plötzlich aber machte Martin, welcher gerade sein Haupt auf einem Hügel erhoben hatte, ein Zeichen, wodurch er ankündete, daß er die Hirsche sehe. Nachdem er einen oder zwei Augenblick Beobachtungen angestellt hatte, kam er herab und berichtete, daß es zwölf oder dreizehn Stück Damhirsche seien, welche in dem Schnee ungefähr auf hundertundfünzig Schritte vor ihm herumscharrten, daß es aber scheine, als wenn sie aufgeschreckt und ängstlich seien und eine Flucht von der nahen Gefahr haben.

Malachi kroch nun hinan, um seine Beobachtungen anzustellen und von da zurückkehrend sagte er:

"Es ist gewiß, daß sie vor etwas die Flucht ergriffen haben, es scheint gerade, als wenn sie gesagt worden wären, und es ist nicht gut. Wir müssen warten und sie ein wenig zu sich kommen lassen. Vielleicht finden wir auch, ob andere Wortein auf die Jagd gemacht haben." Sie warteten noch zehn Minuten, die Thiere schienen nun mehr beruhigt, und dann, indem sie ihre Stellung hinter dem Hügel veränderten, rückten sie auf einen Abstand von fünfundzwanzig Schritten vorwärts. Sie feuerten fast alle zu gleicher Zeit. Drei von den Thieren fielen, zwei andere waren verwundet, die übrigen entsprangen. Nun eilten alle hinter dem Hügel hervor und rannten aus ihre Heide. Alfred hatte auf einen schönen Vogel geschossen, welcher von den

Übrigen abgesondert stand, und obgleich dieser entsprungen war, so war es doch gewiß, daß das Thier schwer verwundet worden, und Alfred hatte sich das Dicke getanzt, in welches es sich geflüchtet hatte. Die übrigen angeschossenen Hirsche waren augenscheinlich nur leicht verwundet, daher war wenig Hoffnung, sie zu erreichen, besonders da sie mit dem kleinen Rudel entwunden waren. Sie eilten auf die dort dastehenden Thiere zu und sobald sie ihre Klinke wieder geladen hatten, folgten Alfred und Martin der Spur jenes schwer verwundeten Thieres. Sie hatten sich den Weg durch das Dickicht auf ungewöhnlich flüssig Gang erzwungen, und der Schweiß des Thieres hatte sie geklebt, als sie mühsam durch das laute Geheul eines Thieres zugedrängt wurden. Alfred, welcher voran war, erkannte, daß ein Buma (Wappel oder Malet, wie man es gewöhnlich nannte), von dem Thiere Beute ergriffen hatte und auf demselben lag. Er legte seine Klinke an und schoß die Bestie. Obgleich schwer verwundet, sprang dieselbe mankulus auf ihn los und packte ihn bei der Schulter. Alfred sank unter dem Gewichte des Thieres und in Folge der Schwere, die er empfand, zurück; da kam Martin ihm zu Hilfe und jagte die Kugel seiner Klinke dem Thiere durch den Kopf, daß dasselbe dort wiederloskäme.

"Sind Sie immer verwundet?"

"Nein, wohl jede," entgegnete Alfred, "wenigstens glaube ich es nicht; aber meine Schulter ist über zerrissen, und blutet stark."

Malachi und die andern kamen nun herbei, und sahen, was sich ereignet hatte. Alfred war niedergesunken und saß am Boden, an der Seite des toden Thieres.

"Ein Panther!" rief Malachi aus, "das hätte ich nicht gedacht, daß wir einen so weit möglich sehen würden. Sind Sie verwundet, Herr Alfred?"

"Ja, ein wenig," entgegnete Alfred schwach.

"Es ist ein strotzliches Thier, Sir," versetzte Malachi. "Ich kann mich nicht erinnern, je ein größeres gesehen zu haben. Eins ist zu viel für einen Mann, und es sollte nie von einem Einzelnen angegriffen werden, weil es schwer zu töten ist."

"Wo hat es meine Angel verunstaltet?" sagte Alfred.

"Hier, unten, der Hügel, Sir, und war sehr gut gesetzt, der Schuß muß ihm nahe am Herzen vorbeigegangen sein; aber wenn Sie auch das Thier durch das Gehirn oder das Herz geschossen hätten, würde es gewiß noch sterbend seine Söhne gemacht haben. Das ist eine abscheuliche Wunde an Ihrer Schulter, und sie wird, wie ich vermuße, auf fünf oder sechs Wochen Ihnen das Jagdgehen verbieten. Indes ist es gut, daß es nicht schlimmer ist."

Im Verlaufe von zehn Minuten hatten Malachi und John den Buma abgestreift und Martin kam mit den Schenkeln von zwei Hirschen, welche, wie er sagte, alles waren, was durch sie fortgeschafft werden konnte, und alle traten den Rückweg an.

Alfred war noch nicht weit gekommen, als er schon eine große Pein empfand, denn das Schießen auf den Schneeschuh erzeugte eine so starke Erschütterung, daß die Wunde wieder stark zu bluten anfing. Malachi unterstützte ihn und nachdem er ihm mehr Wasser verschafft hatte, setzten sie ihren Weg fort.

Sie trugen Alfred in das Haus, an dessen Thor Herr und Mrs. Campbell und Mary in der größten Bangigkeit harrten. Alfred wurde in sein Bett gelegt. Sein Vater untersuchte die Wunde, und fand sie wegen der großen Zerreißung des Fleisches sehr gefährlich. Herr Campbell verband ihn, und dann überließen sie Alfred der Ruhe, deren er so sehr bedurfte. Der Zustand Alfreds beschäftigte ihren Geist und ihre Aufmerksamkeit so sehr, daß in der ersten Stunde an gar nichts Anderes gedacht wurde. Emma war frisch und nahm die Aufmerksamkeit der Mrs. Campbell und ihrer Schwester Mary in Anspruch. Es war eins beim Abendessen, als Herr Campbell fragte:

"Wo ist Percival?"

"Percival! ist er nicht hier? war die angstliche Frage, welche von allen, die bei der Jagd gewesen waren, erhoben wurde.

"Percival ist nicht hier!" rief Mrs. Campbell aus, indem sie von ihrem Platz aufsprang. "Wo ist mein Kind? Wo ist mein Kind?"

"Er war gerade hinter uns her," sagte John, "er setzte sich nieder, um seine Schneeschuhe zu wechseln; die ihm wehe thaten."

Malachi und Martin rannen in ihrer Bekürzung hinans, sie erkannten die Gefahr, denn der Schnee fiel jetzt in so großen Blasen

herad, daß es nicht möglich war, auf zwei Schritte Entfernung Fußtritte zu sehen.

„Der Junge wird verloren sein,“ sagte Malachi zu Martin. „Wenn er zurückgeblieben ist, während der Schnee fiel, wird er niemehr den Weg finden, sondern fortgehen, bis er verloren ist.“

„Ja,“ sagte Martin, „er hat eine armstige Wahl, ich wollte keine rechte Hand darum geben, wenn sich dieses nicht erfügt hätte.“

„Ein Unglück kommt selten allein,“ entgegnete Malachi. „Was können wir thun? Mrs. Campbell wird selbst heraus wollen, denn sie liebt den Jungen über alle Maßen.“

„Unser Herumgehen ist vergebens,“ bemerkte Martin. „Wir werden ihn niemehr finden, uns nur selbst zu Grunde richten; allein wir werden besser ihun, wenn wir zurückgehen und sagen, daß wir es versuchen wollen. Jedenfalls können wir bis an die Ecke des Waldes gehen und einige Minuten unser Halloß ertrönen lassen, wenn der Junge noch auf seinen Beinen ist, wird ihn das zu uns führen.“

„Ja,“ entgegnete Malachi, „und wir können eine Kiesfadel anzünden, was uns von einigem Augen sein kann. Sobald dann, wie wollen gehen und ihnen sagen, daß wir ausziehen, den Jungen zu suchen; verliert sie die Hoffnung nicht, und Hoffnung muß ihren Geist eine Zeit lang erheben, bis sie besser vorbereitet sein wird, ihren Verlust zu hören.“

In dieser Bemerkung Malachis lag viel gesunder Verstand und Kenntniß des menschlichen Herzens, und obgleich er veransah, daß alles Suchen nutzlos sein würde, konnte er sich doch nicht dazu entschließen, mit einem Male alle Hoffnungen der liegenden und verzweifelnden Mutter zu vernichten.

Sie kamen herein und fanden Mrs. Campbell bitterlich weinend, ihren Mann und Mary um sie bemüht. Sie sagten, daß sie hinausgehen wollten, um nach dem Knaben zu suchen, und ihn, wenn es möglich wäre, nach Hause zu bringen. Sie nahmen drei oder vier Kiesfackeln, eine davon zündeten sie an, brachen mit ihr an die Ecke des Forstes auf, und blieben da, von Zeit zu Zeit rufend, zwei Stunden lang. Über der Schneefall fiel so stark, und die Kälte war so durchdringend, daß der Wind blies beständig aus Nord, daß sie es nicht länger aufzuhalten konnten. Sie lebten aber nicht in den Händen zusätzl., sondern gingen in ihre Hütte, um sich selbst zu verborgen, und blieben da bis zum Abend des Tages. Da gingen sie wieder hinaus; der Schneesturm hatte nachgelassen, der Morgen war hell und glänzend; sie gingen in den Forst auf denselben Wege zurück, auf dem sie gekommen waren, sie gingen drei und vier Meilen weit, aber der frisch gefallene Schnee hatte ihre Fußstapfen vom gestrigen Tage bedekt und war an mehreren Stellen mehrere Fuß hoch. Sie gingen dahin, wo Perival durch John das Letztemal gesehen worden war, denn dieser hatte den Blaßgang genau beschrieben; sie sahen sich überall um, sie gingen kreuz und quer.

Sie fanden Herrn Campbell und Heinrich in der Küche, denn Mrs. Campbell war in einem solchen Zustande der Bangigkeit und des Schmerzens, daß sie in ihrem Zimmer sich befand, besucht von Mary. Herr Campbell erkannte an ihrem Gesichte, daß sie keine befriedigende Nachrichten bringen, Malachi senkte traurig den Kopf und setzte sich nieder.

„Malachi, glauben Sie, daß mein armer Junge verloren sei?“ sagte Herr Campbell.

„Ich schaute, Sir, er ist es. Er muß sich zuletzt niedergesetzt haben, und so muß er endlich in einen Schlaf versunken sein. Er wurde in dem Schnee begraben und er wird nicht eher erwachen, als am Tage der Auferstehung.“

Herr Campbell bedachte das Gesicht mit seinen Händen, und nach einer Zeit rief er aus:

„Diese arme Mutter!“

Nach wenigen Minuten erhob er sich und ging in das Zimmer der Mrs. Campbell.

„Was ist es mit meinem Kinde, meinem Leben, eurenen Perival?“ rief Mrs. Campbell aus.

„Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen!“ versetzte Herr Campbell. „Dein Kind ist glücklich!“

Mrs. Campbell weinte blauäugig, und nachdem sie den Gefühlen der Natur sich ganz hingegeben hatte, errang sie nach und nach mehr

wieder Ruhe und Gegebenk. Ihr beständig barmthiger Geist fand Hoffnung und Trost bei Gott.

(Fortsetzung folgt.)

### Brief von Heinrich Braschler, Pfarrer in Neighbourville in Texas, vom 25. Febr. 1853.

Der Schreiber nachstehender Zeilen war früher Lehrer an der Mädchenschulmänneranstalt auf dem Aargauerthal bei Bern. In Houston (Texas) ließ er sich von einem deutschen lutherischen Prediger examiniren und in öffentlicher Kirche feierlich ins Predigtamt einzogen. Wir haben seine unglückliche Reise (er litt Schiffbruch) und seine früheren Erlebnisse im neuen Lande in früheren Nummern des „Kolonist“ (siehe Nr. 9 v. J.) mitgetheilt. Sein letzter Brief (vom 25. Febr. 1853) enthält meistens Nachfragen und Erduldungen aus dem alten Vaterlande, welche wenig allgemeines Interesse bieten; wir entnehmen daraus Folgendes:

„Ich kann nicht umhin, im fernen Westen das Wohl und Web des alten Schweizerlandes in den Zeitungen aufzusuchen, und wie gierig lese ich weiter, wenn: „Correspondenz aus der Schweiz“ als Ueberschrift vor meine Augen tritt. Fünf, sechs auch sieben Wochen später lebe und denke ich die wesentlichen Ereignisse eures Wirkens in Staat, Kirche und Schule mit durch. Manch Erstaunliches und wenig Erstaunliches habt Ihr in der alten Heimat erlebt. Erstaunlich sind eure Eisenbahnen, die nun bald mit Windeseile das stabile „Helvetia“ mit dem Strom der Ereignisse gewaltsam fortreissen werden. Doch während die alte Welt mit Eisenbahnen sich noch einmal vor dem Untergang der Sonne zu beleben sucht, hat die Befreiung unsre neue Heimat bereits mit einem vollkommen gelungenen Apparat zur Zukunftsfahrt bereichert. Mit Riesenschritten, alles per Dampf, gilt die alte Welt dem düsteren Greifenalter, dem Lebensabend und die neue vom Junglingsalter dem frischvollen und blühenden Mannesalter entgegen. Wird man da nicht unwillkürlich an die Todtenmaske erinnert, welche in Mailafford am östlichen Stade, in welches die ehrwürdige alte Helvetia versank, abgelenkt wurde. Wie Wehmuth muß der tapische Menschenfeind solcher Betrachtung den Rücken wenden und ein neues Gebiet zu seinem Wirken aussuchen. Ein solches Gebiet ist jeglichem Stande in manchen neuen Ländern der Erde eröffnet. Ich bin bald ein volles Jahr Prediger hier 2 engl. Meilen von Braunfels und befinde mich recht wohl. Und unser reiches, schönes Texas ist wohl einer der hoffnungsvollsten Theile desselben. Jeglicher Stand (nur keine arbeitscheuen Capitalisten, diese seien bequemer in der alten Heimat) sollte um die Wette laufen, einem so viel versprechenden Theil der Erde, Segen spendend, sein Siegel aufzuhüllen. Nicht nur ist Texas in seiner Zukunft das Italien der neuen Welt, sondern es wird im Schoße solchen Reichthums ein weit kräftigeres Volk als jenes europäische Italien erzeugen. Diese Hoffnung gründet sich auf die gegenwärtigen Zusätze der Einwanderung. Unsere fleißigen und in einem freien Staate ausgewachsenen Schweizer würden hier glücklich sein, und ohne Zweifel dem Lande viel nützen.“

Sollten Sie selbst oder Andere Lust zur Auswanderung nach Texas haben, würde ich mit Vergnügen genauere Auskunft ertheilen. Für dieses Mal nur kurze Zeige.“

„Die Küstenebene, welche im Osten breit ist, nach Westen hin aber immer schmäler wird, ist allerdings ziemlich ungesund, doch noch weit erträglicher als die Gegend am unteren Mississippi, wo New-Orleans liegt. Freilich möchte ich sie, besonders den Schweizer, nicht zum bleibenden Wohnplatz empfehlen. Hinter dieser Küstenebene liegt das Land allmählig an und trägt einen hügeligen Charakter. Dieser weite Theil wird weiter landeinwärts (hier an der Quadalupe bei New-Braunfels — ich wohne 2 engl. Meilen davon — und am Colrado bei Alton) von Höhenzügen, die bald in die Bergregion übergehen, abgelöst. Der hügelige Theil ist gesunder und der noch höhere letzte sehr gesund, wo selber Schweizer, die eine reine Atmosphäre gewohnt sind, ihre neue Heimat gründen und derselben bei guter Gesundheit froh werden können. Die allerdings warmen Sommermonate sind durch die ununterbrochenen Südwinde leicht erträglich und der sonst freundliche Himmel summ das Gemüth heiter und froh. An Fruchtbarkeit bietet der reiche Texashyden Alles dar.“

— 89 —  
was vernünftiger Weise von einem der besten Männer erwartet werden kann, so daß, wer auch nur einige Arbeit verrichtet, leicht seine Erfüllung findet, auch noch darüber hinaus. Wer aber gar nichts arbeiten und sich noch bedienen lassen will, der muß so viel Vermögen haben, einige Neger zu kaufen und diesen sorgfältig nachsehen. Ohne Neger würde ein solcher Capitalist besser seine Bequemlichkeit in der alten Heimat finden.

„Empfangen Sie, lieber Freund, und wer sollt noch an mich denkt, unzählige Grüße von Ihnen.“

Heinrich Bräschler, Pfarrer.

### Beschiedenes.

— Bern. Der „Oberländer Anzeiger“ veröffentlicht sehr wertvolle, interessante und lehrhafte Briefe eines Schweizers aus Amerika. In einigen der letzten Nummern kommt der Briefschreiber auch auf das prachtvolle Wunder der Wasserfälle des Niagara zu sprechen, und vergleicht damit die Naturschönheiten im Berner Oberlande. Wir werden späterhin auf diese Briefe zurückkommen und einige interessante Data citiren.

— Es reformieren sich nicht weniger als ein halbes Dutzend Auswanderungsagenten, welche alle an die hiesige Regierung die hoare Übereinkunft von 5000 Fr. geleistet haben, abgesehen von den vielen Unteragenten noch, welche diese Hauptagenten in God geschlossen, — ein Zeichen, daß sich dieses Geschäft im Kanton Bern gut lohnen müs. Unserer Wissens ist von allen diesen Agenten, welche die Kanton geleistet, kein einziger Bürger des Kantons Bern. Wo zu viele Auswanderungsagenten und zu viele Rechtsagenten gute Geschäfte machen, ist es ein Zeichen, daß das Volk noch nicht mündig ist. —

— Der „Canadische Bauerfreund“ vom 29. April 1853 veröffentlicht folgende Anforderung: Johann Hodel von dem Gute bei Bildbrunn im Kanton Bern wird aufgefordert, seinen Schwestern Anna und Elisabeth, die in Cleveland (Ohio) sind, baldigk Nachrichten von seinem Haushaltssorte zu geben.

— California. Der wohlbekannte Captain Gutter, einer der ersten und reichsten Einwohner in California, hat seine Kinderreisen verpaßt und will nach der Schweiz zurückkehren.

— Die hiesige Legislatur hat eine Bill passirt, welche den freien Goldgräbern eine Steuer auferlegt. — Auf einem Dampfer zwischen San Francisco und Sacramento explodirte der Kessel und tödete 4 Personen.

— New-York. Die Briefstücke, welche am 25. März von Cincinnati nach New-York abgefertigt wurden, sind unterwegs verloren gegangen, vermutlich gestohlen. Sie enthielten Geld und Gegenwerth im Betrage von 200,000 Dollar.

— Ein entsetzliches Eisenbahnunglück, wieder verursacht durch die Nachlässigkeit des Conduktors. Ein von Boston kommender Zug, aus 4 Postage- und 2 Spezial-Waggons bestehend, stürzte von einer Zugbrücke in den Fluss Norwalk, eine Tiefe von 80 Fuß, hinab. Der ganze Zug ward vom Wasser verschlungen, die Passagiere wurden teils erdrückt, teils erschauft. 45 Personen waren auf der Stelle tot, viele andere wurden lebensgefährlich verwundet. Die Zugführer war eben gehoben worden, um ein Dampfboot durchzulassen, und der Zugführer, anstatt zu halten, fuhr mit einer Geschwindigkeit von 20 Miles die Stunde weiter und daher in den Abgrund.

— Boston, 11. April. Ein schrecklicher Tod wurde am Samstag Abend in Fall River verübt. Ein Mann, Namens John Murphy, band seiner Frau Hände und Füße zusammen und goss ihr dann eine Portion Bitrioldöl durch die Röhre hinab, bis sie zu Tode gebrannt war. — Das Ungeheuer!

— Australien. Räuberreien werden hier, wie immer mit der größten Frechheit, oft am dritten Tage, verübt, und bleiben in den meisten Fällen ungeahndet. — Seit mehreren Monaten ist der Verkauf gefälschten Goldes (Metall, das oberflächlich auf mechanischen Wege vergoldet ist) in großem Umfange bestrieben worden. Eine einzige Bank wurde dabei um 250,000 Doll. geplündert.

— Ein dicker Balken, nicht weniger als 50 Fuß lang und etwa 10 Tonnen schwer, wurde vor einigen Tagen bei Montau-

ken gefangen. Es wiehte 50 gewöig, und es gingen in dem Kampfe mit ihm 4 Boote verloren.

— St. Louis. Seit einem Monat sind außerordentlich viele Menschen von England und andern Staaten Europas in hier angemommen, und gegenwärtig sind hier 3000 oder 4000; — Alle nach dem Lande Canaan am Salzsee bestimmt.

— Rio de Janeiro. Die Regierung entwickelt in der Unterdrückung des Sklavenhandels einen Crust, wie ihn wohl wenige, der Verhältnisse Brasiliens Unfugdig erwartet haben werden. In St. Catharina ist auf nur leichter Indizien hin abermals ein des Sklavenhandels verdächtiges Schiff mit Beiboot belegt und wird nächstens hier die weitere Untersuchung erwartet. Das Ministerium will durchaus dem schändlichen Handel ein Ende machen und hat in diesem Bestreben an dem Kaiser den größten Schmerz. Das sind wohl die besten republikanischen Grundsätze in einer Monarchie. Wer sich dagegen mit andern (die Menschheit entwürdigenden) republikanischen Prinzipien bekannt zu machen wünscht, der lese: „Uncle Tom's Cabin.“ — Auf den Gebirgen hinter Cananea, in der Provinz St. Paul, hat man große Goldgänge entdeckt, und es hat sich eine Gesellschaft gebildet, ihnen weiter nachzu forschen.

### Muster der edeln deutschen Muttersprache.

Ein deutscher Amerikaner sucht in einer pennsylvanischen Zeitung eine Frau auf folgende Weise:

„Einig Mädel, daß eine Kuh hat, ein gutes Federbett und sonstige Siringe, fünfhundert Thaler vom harten Stoff; eines, das die Vorhänge hatte und Kinder zu häuten verkehrt, kann einen Gärtner auf Lebenszeit haben, wenn sie einen Brief schreibt an Z. — R. und ihm seit nacht an Uncle Tom's Cabin, an der hintern Seite nächst dem Schweinekast.“

(T. B.)

Columbia in Pennsylvania, den 24. April 1853.

Hochgeehrte Herren Beck und Herzog in Basel!

Wir können nicht unterlassen, unsrer herzlichen Dank Ihnen darzukrägen für die Güttarten, die Sie den Unterzeichneten geleistet haben, nämlich für auszuhändern nach Amerika, indem Sie mir und auf's Bildliche gezeigt haben und wegen uns Berlitz gehabt, weil wir in Zwey 14 Tage auf Ihre Kosten gewesen sind und haben die Kosten den letzten wie den ersten Tag genossen und dennoch ein schönes und guics Schiff und alles was Sie uns vertrieben und geschriften haben, auf's Treue gehalten und auch recht menschenfreundlich um und bemüht. Besonders der junge Herr Delport hat sich gar menschenfreundlich um uns angenommen. — Die Unterzeichneten möchten jedem Auswanderungsgesuchten deutlich ratzen, zu den Herren Beck und Herzog in Basel an der Gasse vom Rohliberg Nr. 759 und 760 und mit ihnen accordieren sammt Allem; denn die Meisten, welche nicht mit Allem in Allerd gehen, können die Reise bald noch so besch.

Sehrte Herren Beck und Herzog, wir Unterzeichneten möchten Sie gütig eruchen, daß Sie es in die Körner-Zeitung thun mögten, damit die armen Leute nicht mehr so übernommen werden von Andern.

Die Unterzeichneten:

Mathias Schlaechter, Rosalie Künni,  
Rosina Höfer, Friederika Schmitz,  
Mariana und Julius Höfer.

Der unterzeichnete öffentlich geschworene Notarius in Basel, welcher die vorliegende Abschrift mit dem ihm vorgelegten Original collationirt hat, beruhdet hiethurch deren Übereinstimmung mit denselben.

Basel, den 21. Mai 1853.

August Christoph Heiz, Notarius.

Näherte Auskunft, sowie Preise und Abschaffien für den Kanton Bern erhält der patentierte Agent Mr. C. Höfer, Nr. 159 Spitalgasse in Bern.